

Dear reader,

This is an author-produced version of an article published in Jürgen Fliege / Christian Möller (eds.), *Poesie der Predigt. Lothar Steiger zum 70. Geburtstag*. It agrees with the manuscript submitted by the author for publication but does not include the final publisher's layout or pagination.

Original publication:

Schwier, Helmut

Protestantismus und Kultur

in: Jürgen Fliege / Christian Möller (eds.), *Poesie der Predigt. Lothar Steiger zum 70. Geburtstag*, pp. 151–160

Göttingen: V&R unipress 2005

Access to the published version may require subscription.

Published in accordance with the policy of Vandenhoeck & Ruprecht Verlage: <https://www.vr-elibrary.de/self-archiving>

Your IxTheo team

Liebe*r Leser*in,

dies ist eine von dem/der Autor*in zur Verfügung gestellte Manuskriptversion eines Aufsatzes, der in Jürgen Fliege / Christian Möller (Hg.), *Poesie der Predigt. Lothar Steiger zum 70. Geburtstag* erschienen ist. Der Text stimmt mit dem Manuskript überein, das der/die Autor*in zur Veröffentlichung eingereicht hat, enthält jedoch *nicht* das Layout des Verlags oder die endgültige Seitenzählung.

Originalpublikation:

Schwier, Helmut

Protestantismus und Kultur

in: Jürgen Fliege / Christian Möller (Hg.), *Poesie der Predigt. Lothar Steiger zum 70. Geburtstag*, S. 151–160

Göttingen: V&R unipress 2005

Die Verlagsversion ist möglicherweise nur gegen Bezahlung zugänglich.

Diese Manuskriptversion wird im Einklang mit der Policy der Vandenhoeck & Ruprecht Verlage publiziert: <https://www.vr-elibrary.de/self-archiving>

Ihr IxTheo-Team

Protestantismus und Kultur¹

von Helmut Schwier

Christentum und Kultur, Kirche und Kultur, Evangelium und Kultur, Protestantismus und Kultur – diese Formulierungen haben etwas Argloses an sich, scheinen sich bestens für einen entspannten Vortrag zu eignen. Aber das unscheinbare „und“ in den Formulierungen hat es in sich. Es kann verbindend oder gegenüberstellend gemeint sein. Ein Überblick über die Problemgeschichte zeigt, dass beide Positionen immer wieder eingenommen worden sind, einschließlich abmildernder Varianten, die die Aspekte „Transformation“ oder „Überbietung“ propagierten. Das überzeugende Ergebnis der Problemgeschichte lautet: Weder die Synthese von Protestantismus und Kultur noch die Diastase sind angemessen. Angemessen ist vielmehr eine Verhältnisbeschreibung, beispielsweise mit dem Begriffspaar „Gestaltung und Kritik“, wie in der 1. EKD/VEF-Studie zum Thema.² Dieses Begriffspaar signalisiert, dass die Beziehung von Protestantismus und Kultur nicht einseitig beschreibbar ist, sondern nur als komplexe Wechselbeziehung. Dabei bringt das Begriffspaar, wohlmeinend interpretiert, die eigene Perspektivität, also die Beschreibung der Beziehung aus der Perspektive des Protestantismus, zum Ausdruck. Die Überschrift der nach einem Konsultationsprozess nun vorliegenden EKD/VEF-Denkschrift „Räume der Begegnung“ ist hier offener und lässt dadurch die Komplexität der Wechselbeziehung zu Recht deutlicher ins Bewusstsein treten.³ Dass Christentum und Kultur sich nicht als chemisch reine Größen gegenüber stehen, sondern immer ineinander verschränkt sind, kann nicht deutlich genug hervorgehoben und wiederholt werden. Diese Wechselbeziehungen und Verschränkungen sind dabei plural zu denken, also als Beziehung zwischen Konfessionen und Kulturen.

¹ Seit den 1980er Jahren galten in Heidelberg die Bach-Seminare von Lothar und Renate Steiger als Geheimtipp unter Studierenden, die an Fragen von Musik und Kultur interessiert waren. Ich habe an einigen dieser Seminare teilgenommen und war fasziniert von der Verbindung zwischen theologischen und musikwissenschaftlichen Interpretationen, die die beiden Seminarleiter im lebendigen Dialog verkörperten und kenntnisreich wie humorvoll vermittelten. Mit den nachfolgenden Überlegungen stante ich auch meinen Dank für diese eindrücklichen Seminare ab und grüße den verehrten Jubilar als Nachfolger auf seinem Lehrstuhl. Die Überlegungen gehen auf einen Vortrag zurück, der auf der Badischen Landesversammlung des Evangelischen Bundes gehalten wurde. Der Vortragsstil wurde beibehalten und nur um wenige Anmerkungen ergänzt.

² Vgl. Gestaltung und Kritik. Zum Verhältnis von Protestantismus und Kultur im neuen Jahrhundert, hg. vom Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Geschäftsstelle der Vereinigung Evangelischer Freikirchen, EKD.T 64, Hannover o.J. [1999].

³ Vgl. Räume der Begegnung. Religion und Kultur in evangelischer Perspektive. Eine Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Vereinigung Evangelischer Freikirchen, Gütersloh 2002.

Als Praktischer Theologe interessieren mich weniger Begriffsgeschichte und Zuordnungen, sondern mich interessiert, was heute der Fall ist. Dabei richte ich meine Blickrichtung auf den Gottesdienst – er ist der exemplarische, wenn auch nicht der exklusive, Ort für eine evangelische Kulturpraxis. Diese erfordert dann theoretische Reflexion, die zu Optionen genauere Wahrnehmung und möglicher Veränderungen führt. Damit sind gleichzeitig die drei Teile meines Vortrags bezeichnet: Fallbeschreibung – Reflexion – Optionen.

1. Fallbeschreibung

Ich beschreibe meine Wahrnehmungen eines Heidelberger Universitätsgottesdienstes mit besonderer Blickrichtung auf die dort wahrgenommenen Kulturen und Kommunikationen.

Als ich kurz vor zehn Uhr, zeitlich etwas knapp, zur Kirche fuhr, fiel mir sofort eine Gruppe von ca. 20 Touristen auf, die an der Längsseite der Kirche standen und den Ausführungen einer Führerin lauschten. Wenige Minuten später kam ich zu Fuß aus dem Parkhaus, die Glocken begannen zu läuten. Die Touristengruppe setzte sich in Bewegung, allerdings nicht in Richtung Kirchentür, sondern entgegengesetzt in Richtung Universitätsplatz, Hauptstraße und sicherlich später in Richtung Schloss. Ich betrat den Kirchenraum: eine große, helle, dreischiffige Halle mit einigen Erinnerungen an die neugotische Restaurierung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Der Besuch ist mäßig, ca. 80 – 100 Personen. Studierende, einige Kollegen aus der Theologischen Fakultät und wenige aus anderen Fakultäten sowie die Menschen aus Stadt und Umgebung, die regelmäßig die akademischen Gottesdienste besuchen.

Nach dem Glockengeläut beginnt der Gottesdienst mit einer wundervollen frühbarocken Instrumentalmusik, dargeboten durch Flöten-Ensemble und Orgel. Eine lichte, sommerlich-leicht wirkende Musik, die eigentlich zur Bewegung einlud. Dadurch in Herz und Sinnen geöffnet, wurden wir durch eine so genannte „liturgische Vollbremsung“ wieder in die Alltagsrealität zurückversetzt. Der Liturg, seit Beginn der Musik bereits am Altar stehend, gab ein Handzeichen. Alle standen auf. Er bemerkte, es seien doch jetzt die Abkündigungen dran und wir mögen uns wieder setzen. Die überrumpelte Lektorin las darauf die Abkündigungen: Einladungen zum kommenden Sonntagsgottesdienst mit professoralem Prediger, zum hochliturgischen Abendmahlsgottesdienst am Mittwochmorgen, zum christlich-muslimischen Friedensgebet und zu einem ESG-Abend mit dem Thema „Spiritualität“. Der Liturg am Altar – ca. 25 m von mir entfernt – übte nun mit uns einen Kanon aus den achtziger Jahren, dessen Text der Epistellesung entnommen war. Ich fühlte mich wie in der Musikstunde, wurde auf

die Halbtonschritte in der ersten Zeile aufmerksam gemacht, dann auf die überraschende ganze Terz in der zweiten Zeile, die einen neuen und befreienden Gestus beinhaltet. Ich vermute, dass nicht alle etwas mit den musikalischen Begriffen anfangen konnten. Mich irritierte immerhin, dass es eine ganze Terz nicht gibt – vielmehr war es eine kleine Terz, die zunächst den Moll-Eindruck verstärkte. An dieser Stelle hatte ich dann immer Schwierigkeiten beim Singen. Die Probe klappte insgesamt ganz gut, ein erster zweistimmiger Versuch klang sogar einigermaßen, aber es war ein angestregtes und kein befreites Singen. Dann folgte, es war etwa 10.15 Uhr, das erste Lied: „Ich lobe dich von ganzer Seelen“, passend zum Predigttext vom „Großen Abendmahl“ ausgesucht, im Text aus dem frühen 18. Jahrhundert (Friedrich Konrad Hiller) stammend, in der Melodie aus der spezifischen Welt des Genfer Psalters von 1543. Das Psalmgebet führte in die Welt des Alten Testaments; dank der allgemeinen Aussagen und vor allem der schönen Bilder war es wenig fremd. Nach der für einen Liturgiewissenschaftler eher gräulichen badisch-unierten Ausführung von Kyrie und Gloria leitete das Kollektengebet zur Lesung über. Diese war ein nicht immer leicht verständlicher Abschnitt aus dem Epheserbrief. Ich achtete gespannt darauf, wann der Leitvers des Kanons („Ihr seid nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Gottes Hausgenossen“) auftauchen würde. Nach der Lesung forderte der Liturg zur Antwort mit dem Lobopfer des Glaubensbekenntnisses auf – eine theologisch anspruchsvolle, aber fremde Überleitung, fiel mir spontan ein. Nun wurde der Kanon aufgeführt – auch jetzt nicht befreit, aber stimmig. Gegen Ende übertönte das laute Weinen eines kleinen, afrikanischen Mädchens unsere Anstrengungen. Der Liturg, inzwischen auf der Kanzel, vermochte dies geistesgegenwärtig und freundlich aufzufangen. Die Predigt begann mit der Lesung der Lukas-Version des „Gleichnisses vom großen Gastmahl“. Auf dem Gottesdienst-Faltblatt war auch die Matthäus-Version zu lesen. Der Prediger begann mit einem synoptischen Vergleich. Ähnliches hatte ich vor einigen Wochen auch in meiner exegetischen Vorlesung ausgeführt. Die Übertragung in unsere Zeit fand ich eher blass, ich habe wenig behalten. Gegen Ende gewann die Predigt noch einmal an Fahrt mit einer kritischen Abrechnung der jüngsten Eucharistie-Enzyklika des Papstes.

Ein gemeinsames Lied aus dem 17. Jahrhundert schloss sich an, es folgte ein modernes Fürbittengebet mit gesungenem „Herr, erbarme dich“, eine für mich völlig überraschende Beichte in traditioneller agendarischer Sprache, dann eine hochliturgische Abendmahlsfeier mit einem eucharistischen Hochgebet aus der Spiritualität evangelischer Kommunen. Der Friedensgruß ermöglichte einen ersten körperlichen Kontakt mit den Menschen vor und hinter uns. Die gemeinsame Prozession nahezu der gesamten Gemeinde in den Chorraum zur Kommunion, die herrliche, aus der Ferne und leicht entrückt klingende Flötenmusik von Bach-Chorälen

prägte die Atmosphäre der Austeilung – ein Höhepunkt des Gottesdienstes. Zurück am Platz folgten schnell aufeinander Dankgebet, Lied („Unser Leben sei ein Fest“), Sendung und Segen sowie ein virtuos gespielter Orgelchoral zum Ausgang, der eigentlich bereits zur Bewegung drängte. Noch bevor wir dann aufstehen konnten, wurden wir „eingeladen“, noch einmal den Kanon zu singen.

Vor der Kirchentür gab es interessante, kurze Gespräche. Ein Kollege wurde nach seinem Japan-Aufenthalt gefragt. Er skizzierte einige Eindrücke über die Lage der dortigen Kirche, über das Wachsen charismatischer Gruppierungen und vor allem über die Begegnungen mit zahlreichen Buddhisten.

Als ich gegen 12.30 Uhr wieder zu Hause war, hatte ich eine Reise durch unterschiedliche Kulturen des Protestantismus hinter mir. Ein selbsttätiges und angeleitetes Mitgestalten im Singen, ein mitunter mühevolleres Mitbeten alter und neuer Texte, ein rituell geregelter, aber durchaus menschlich zugewandter Kontakt zu den übrigen Mitfeiernden, eine intellektuell interessante Auseinandersetzung mit einem Bibeltext (synoptischer Vergleich, Augustin, Johannes Paul II.), eine bewegte Kommunion, eine Alltagskommunikation vor der Kirche samt Ausblick auf die Multikulturalität. Durch einige liturgische Inszenierungsfehler, vor allem aber durch Umstände, die niemand in der Hand hat, war es eine teils anregende, häufig mich aber aufregende und in ein Wechselbad von Stimmungen versetzende Reise *intra muros*. Im Predigttext hieß es übrigens „nötige sie, herein zu treten“. Wenn ich die Chance gehabt oder genutzt hätte, die Touristengruppe *extra muros* zu nötigen oder einzuladen oder noch ganz andere Vertreter von Hecken und Zäunen zu bitten – ich weiß nicht, wie sie diese kulturelle Abenteuerreise empfunden und wie sie dieses Universum kultureller Zeichen dekodiert hätten und ob sie sie zu deuten in der Lage gewesen wären.

2. Praktisch-theologische Reflexionen

Um diese kulturelle Reise zu reflektieren, wähle ich drei Gesichtspunkte aus: die Vielfalt der Kulturen im Gottesdienst, die Spannung von binnenkirchlicher und säkularer Perspektive und schließlich die Gegenwart der Multikulturalität.

Zunächst zur Kulturvielfalt im Gottesdienst! Versteht man mit der EKD/VEF-Denkschrift unter Kultur „die Gesamtheit von Sinnhorizonten, in denen Menschen sich selbst und ihre Welt mit Hilfe von Worten, Zeichen und Bildern gestalten und sich über ihre Deutungen ver-

ständigen“⁴, so ist der Gottesdienst ein exemplarischer Ort von Kultur. Hier begegnen wir, wie gesehen, einer Vielfalt von Worten, Zeichen, Bildern und Tönen. Sie gehören unterschiedlichen Welten an und bieten in ihrer Gesamtheit ein Angebot für gegenwärtige Sinn- und Lebensdeutung. Innerhalb der Predigt und innerhalb der anderen Formen gemeindlicher Gruppenarbeit erfolgt eine Verständigung über die Pluralität und über die Relevanz solcher Sinndeutungen. Im Unterschied zu anderen Orten von Kultur besteht das Besondere des Gottesdienstes darin, dass es keine Trennung in Akteure und Publikum gibt. Alle sind in unterschiedlichen Rollen Mitvollziehende, Mitwirkende in einer gemeinsamen Aufführung. Die Lieder, Gebete und Lesungen samt ihren kulturellen Welten werden dabei nicht diskursiv interpretiert, sondern feiernd in Gebrauch genommen. Insgesamt gilt: Die Kulturvielfalt im Gottesdienst und der Anspruch der gemeinschaftlichen Aufführung erfordern kulturelle Kompetenz.

Eine solche Kompetenz beinhaltet Differenzierungsfähigkeit im Verstehen, Deuten und Verhalten. Kulturell kompetent ist, wer in der Lage ist, auf der Textebene die Aussagen früherer Welten als solche zu verstehen und nach ihrer Transparenz für die je eigene Gegenwart zu suchen. Mit einer solchen Differenzierungsfähigkeit ist es möglich, beispielsweise der Kritik der feministischen Liturgik an der einseitig männlich geprägten Sprache beim Gottes- und Menschenbild zu begegnen und deren berechnete Anliegen aufzunehmen. Das führt aus meiner Sicht z. B. zu einer Zurückhaltung gegenüber Eingriffen in die Textgestalt von Liedern einerseits, aber andererseits zu einer kritischen Aufmerksamkeit und theologischen Präzision bei der Gestaltung gegenwärtiger Gebetsprache. Dass wir Christus als den „Kyrios“ bekennen und biblisch so lesen, halte ich für sachgerecht. Dass in den meisten agendarischen Gebeten die Gebetsanrede „Herr“ nahezu stereotyp verwendet und unkritisch gebraucht wird, halte ich dagegen für theologisch unsachgemäß; es indiziert zudem eine spirituelle Verarmung heutigen gottesdienstlichen Betens.

Die Differenzierungsfähigkeit als zentraler Bestandteil kultureller Kompetenz ist nicht nur für die Textebene erforderlich. Auch für die Ebene des Verhaltens, des Rituals im weiteren Sinne, ist sie notwendig: aufstehen und sitzen, gehen, hören, sprechen, singen, liturgisch antworten und, nicht zuletzt, essen und trinken erfordern Einübung und ein Wissen um solche Verhaltensformen. Das Einüben ist hier zweifellos primär („learning by doing“). Das Wissen und eventuell die historischen Bezüge können hilfreich, aber auch hinderlich wirken. Der Hinweis des Kanon-Anleiters: „Jetzt ist Schluss mit den Halbtonsritten, nun kommt eine ganze

⁴ Räume der Begegnung, S.11. Zur anthropologischen und semiotischen Weite des Kulturbegriffs vgl. vor allem Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt 1987 (1994³), S.7-43 („Dichte Beschreibung – Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur“).

Terz!“ und seine dazugehörige große Geste haben meine musikalischen Kenntnisse aktiviert, mich auf Dur gestimmt und – mein Singen behindert. Die richtigen musikalischen Zusammenhänge konnte ich erst nachträglich rekonstruieren und durchschauen. Die unierte Ausführung von Kyrie und Gloria ist als dramatisierte Form von Sündenbekenntnis und Absolution erkennbar. Im Wissen darum erschien mir die zusätzliche Beichte vor dem Abendmahl als überflüssige Verdopplung.

Die spannende Frage stellt sich nun: Wie kann solche kulturelle Kompetenz und die Differenzierungsfähigkeit auf Text- und Ritualebenen erworben bzw. gebildet werden? Den Aspekt des Einübens halte ich, wie erwähnt, für primär. Leider funktioniert er in aller Selbstverständlichkeit nur in traditional geprägten Kontexten, also bei uns, wenn überhaupt, nur an höchst entlegenen Orten. Daher kommt der kirchlichen Bildungsarbeit eine besondere Verantwortung zu. Kindergartenarbeit und Grundschulprojekte (Stichwort: „Kirchenpädagogik“), Konfirmanden- und Jugendarbeit und natürlich auch die Erwachsenenbildung sind hier gefordert, alters- und sachgerechte Angebote zu unterbreiten. Ziel solcher Angebote ist nicht: Wir beteiligen verschiedene Gruppen am Gottesdienst (das kann höchstens ein methodischer Schritt sein) – Ziel ist die Ausbildung der Differenzierungsfähigkeit, um einen christlichen Gottesdienst zu verstehen und mit zu vollziehen. Dies kann, je nach eigener Konzeption, stärker missionarisch orientiert sein oder stärker die Distanzen respektieren.

Wenden wir uns nun im zweiten Schritt der Spannung zwischen binnenkirchlicher und säkularer Perspektive zu.

Ich will über die Motive, warum die Touristengruppe vor der Kirche nicht in die Kirche kam, nicht spekulieren, die mögen ganz vordergründig gewesen sein. Es stellt sich aber die allgemeine Frage: Warum bleibt die für uns faszinierende Vielfalt gottesdienstlicher Kulturen auf den binnenkirchlichen Raum beschränkt? Um diese Frage aus der Perspektive der Kultur zu beantworten, ist ein kurzer Blick auf die Ergebnisse und Thesen des Kultursoziologen Gerhard Schulze sinnvoll. In seinem Buch über die Erlebnisgesellschaft⁵ hat er, zum Teil vereinfachend, herausgestellt, dass unsere Gesellschaft durch eine Ästhetisierung gekennzeichnet ist, die sich milieuspezifisch differenzieren lässt. Schaut man sich die fünf Milieus (Niveau-, Harmonie-, Integrations-, Selbstverwirklichungs- und Unterhaltungsmilieu) im Vergleich zur Gemeindewirklichkeit an, fällt auf: Vertreter des Hochkulturschemas (Niveaumilieu) haben ebenso wenig Raum in einer Kirchengemeinde wie solche des Trivialkulturschemas (Unterhaltungsmilieu). Das hängt unter anderem damit zusammen, dass in der gottesdienstlichen

⁵ Vgl. Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt / New York 1992.

Kulturvielfalt meist weder das Triviale noch das Avancierte einen Ort haben (Ausnahmen bestätigen die Regel). Aber beide – sowohl das Triviale wie das avanciert Avantgardistische – gehören unverlierbar zur Signatur unserer Kultur. Sie als banal oder als abgehoben zu kritisieren, ist unangemessen und verrät zudem die eigene Milieubefangenheit. Als ich im Konfirmanden-Vorstellungsgottesdienst, in dem auch unsere älteste Tochter mitwirkte, das Lied „Ins Wasser fällt ein Stein“ singen musste, tat ich das mit einiger Überwindung und freute mich, dass vorher wenigstens noch ein traditioneller Choral vorgekommen war. Als ich danach unsere Tochter auf mein Niveau locken wollte, erklärte sie mir entschieden: „Dieses Lied war das schönste im ganzen Gottesdienst“.

Welche Öffnungsmöglichkeiten für Triviales und Avanciertes bietet der Gottesdienst – vor allem: was ist dabei prinzipiell zu bedenken? Auf der materialen Ebene ist hier vieles möglich. Ich habe z. B. in meiner Zeit als Gemeindepfarrer sowohl Gottesdienste mit einer Jugendband und Sacro-Pop-Musik gefeiert wie mit Komponisten, die ihre eigenen, meist atonalen Werke aufführten und erläuterten. Einen normalen Sonntagsgottesdienst, in dem nicht wenigstens ein neues Lied gesungen wird (sei es „Ins Wasser fällt ein Stein“ oder wie im geschilderten Fall „Unser Leben sei ein Fest“), sollte es eigentlich nicht geben. Dass dies auch zu Reibungen führt und mit dem Stil- und Formbewusstsein mancher Liturgen kollidiert, weiß ich nur zu gut.

Aber es geht nicht nur um eine Addition verschiedener Texte und Lieder. Gerade das Triviale erfordert ein neues Ernstnehmen ritueller Gestaltung unter Einbeziehung auch direkter Kommunikationsformen und Körpererfahrungen. Sie sollen und können eine stärkere Partizipation ermöglichen. Dem gegenüber führt die notwendige Begegnung mit zeitgenössischer Kunst zu anfänglicher Irritation und Verfremdung. Wenn es gelingt, sie unter Einbeziehung der Künstler oder anderer Kenner vorzustellen, können Kirche und Gottesdienst tatsächlich zum Raum der Begegnung werden. Dadurch wird es auch möglich, das Eigene in der Verfremdung oder in der Auseinandersetzung mit dem Anderen neu kennen zu lernen und zu erweitern. Hierzu bieten Musik und Literatur, bildende Kunst, Theater und Film unzählige Möglichkeiten.

In diesen Zusammenhang gehört auch, dass eine Predigt in Analogie zu einem „offenen Kunstwerk“ verstanden und gestaltet werden kann. Offenheit meint nicht die Beliebigkeit der Interpretation, sondern das genaue Gegenteil: Das Kunstwerk fordert den Rezipienten heraus zum Verstehen, und es leitet beim Verstehen. Dabei liegt ein gutes Kunstwerk, eine gute Predigt „quer“ zu unseren bisherigen Wahrnehmungen. Der Rostocker Praktische Theologe Karl-Heinrich Bieritz hat zu Recht herausgestellt, dass eine „eigensinnige Predigt“ den Ansprüchen

des offenen Kunstwerks am ehesten entspricht.⁶ Nicht eine zeitgeistabhängige Ästhetisierung ist erforderlich, sondern eine eigensinnige Predigt als Auslegung der eigensinnigen Bibeltex-te. Deshalb müssen Predigerinnen und Prediger gute Exegeten sein. Deshalb können sie aus der Begegnung mit der eigensinnigen modernen Kunst nur profitieren.⁷

Da der Gottesdienst aber nicht nur ein menschliches Handeln ist, sondern darin zugleich als Gottes Dienst an uns symbolisch dargestellt, geglaubt und erwartet wird, ist hier nach prinzi-piellen theologischen Kriterien zu fragen. Ich greife dazu in aller Kürze Überlegungen unseres Kollegen Christoph Schwöbel auf, der für die Entwicklung einer evangelischen Kulturtheolo-gie notwendige Kriterien aus der Reflexion des trinitarischen Bekenntnisses gewonnen hat.⁸ Christlicher Glaube an den Schöpfer wird immer dort Kultur positiv aufnehmen, wo kulturelle Deutungen und Gestaltungen als Werke der geschöpflichen Freiheit des Menschen verstanden und verwirklicht werden. Er wird dagegen ein kritisches Verhältnis zur Kultur einnehmen, wenn kulturelle Kreativität als autonome und absolute Kreativität gedeutet wird, insofern sie den Menschen als Schöpfer seiner selbst interpretiert. Dies führt nach christlichem Verständ-nis gerade nicht zur Freiheit. Christlicher Glaube an den Versöhner wird immer dort Kultur positiv aufnehmen, wo der versöhnungsbedürftige Mensch im Ausdruck der Entfremdung wie im Entwurf von Hoffnung dargestellt und gedeutet wird. Ein kritisches Verhältnis ist dagegen im Gegenüber zu allen Selbsterlösungsentwürfen notwendig. Der christliche Glaube an den Vollender der versöhnten Schöpfung wird immer dort Kultur positiv aufnehmen, wo sie den Menschen in seiner Unvollkommenheit als Ausdruck des Unterwegsseins zur Verwirklichung seiner Bestimmung deutet und gestaltet. Radikal kritisch steht christlicher Glaube allen Ver-suchen gegenüber, den Menschen als perfekten Menschen zu realisieren und zu gestalten. Christoph Schwöbel schreibt zu Recht: „Vollkommenheit ist für Christen nicht ein Ziel menschlicher Kulturtätigkeit, sondern Gegenstand eschatologischer Hoffnung auf die Vollen-dung der Gemeinschaft Gottes mit seiner versöhnten Schöpfung *in patria*“.⁹

Der Gottesdienst, der im Namen des dreieinen Gottes gefeiert wird, beruht also auf solchen prinzipiellen Regulationen. Sie öffnen den Begegnungsraum und markieren gleichzeitig eige-ne Positionen. Gewinn dabei ist: Die Begegnung und Auseinandersetzung mit Kultur – auch mit dem Trivialen, auch mit dem Avantgardistischen – erfolgt nicht auf der Ebene von Stil-, Form- und Geschmacksfragen, sondern grundsätzlicher, also auf der Ebene des trinitarischen

⁶ Vgl. Karl-Heinrich Bieritz: Die eigensinnige Predigt, in: Uta Pohl-Patalong / Frank Muchlinski (Hgg.), Predigen im Plural, Hamburg 2001, S.103-115.

⁷ Diese Qualitäten zeichnen gerade Lothar Steigers Predigtpraxis aus.

⁸ Vgl. Christoph Schwöbel: Glaube und Kultur. Gedanken zur Idee einer Theologie der Kultur, in: NZSTh 38 (1996), S.137-154, bes. S.149-153.

⁹ AaO., S.151.

Bekenntnisses und des dort enthaltenen Menschenbildes und Weltverständnisses. Diese zu erheben und zu verstehen, gelingt nicht durch ein bloßes Wiederholen alter Formeln. Es erfordert vielmehr eine theologisch grundlegende Differenzierungsfähigkeit, das Unterscheidungsvermögen zwischen dem Werk Gottes und den Werken der Menschen,¹⁰ das in jeder Gegenwart neu zur Praxis drängt.

Auf die dritte anfangs genannte Perspektive, die Präsenz der Multikulturalität, gehe ich nur noch kurz ein. Sie ist in unserer Situation unhintergebar. Gerade ein christlicher Gottesdienst, der vor Ort immer zugleich in Verbundenheit mit dem christlichen Gottesdienst aller Zeiten und Räume gefeiert wird, sollte vor Berührungsängsten bewahren und die Einsicht stärken: Eigene Identität kann nicht auf Kosten der Identität der anderen gewonnen werden, sondern nur in Bereitschaft zu Dialog und friedlichem Zusammenleben. Nicht den „Kampf der Kulturen“ gilt es zu propagieren, sondern, wie die EKD/VEF-Denkschrift pointiert, den Kampf um Kultur.¹¹ Der erfordert und ermöglicht Dialog und Konvivenz, und er deutet die Vielfalt der Kulturen als Bereicherung des Eigenen.

3. Optionen

Ich fasse jetzt die Optionen genauerer Wahrnehmung und möglicher Veränderungen zusammen und formuliere vier Thesen:

- (1) Als Protestanten haben wir unsere eigene Kulturvielfalt zu pflegen. Dies geschieht exemplarisch im Gottesdienst und in kreativen Bildungsangeboten seitens der Gemeinden, Kirchenbezirke und Landeskirchen. Dazu ist es unerlässlich, die eigenen kirchlichen Künstler, also die Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker, gut auszubilden und ihre Stellen angemessen auszustatten.
- (2) Die Kirche muss sich verstärkt bemühen, als Raum der Begegnung binnenkirchliche Grenzen zu überschreiten. Daher hat sie auch das Triviale und das Avancierte in der Kunst wahrzunehmen. Nicht unbedingt deren Ausdrucksformen, aber deren Anliegen können Li-

¹⁰ „In seinem Verhältnis zur Kultur ist christlicher Glaube in positiver Aufnahme und Kritik darauf bedacht, daß Kultur als Gestaltung geschöpflicher Freiheit Kultur bleibt und nicht selbst Gegenstand des Glaubens wird“ (aaO., S.151).

¹¹ Vgl. Räume der Begegnung, S.60-68.

turgie und Predigt bereichern. Dazu ist eine Reflexion anhand theologischer Kriterien notwendig. Sie bewahrt vor falscher Abhängigkeit und eröffnet einen Freiraum für die Begegnung von eigensinnigem Evangelium und eigensinniger Kunst.

- (3) Die unhintergehbare Multikulturalität erfordert Einübung in Dialog und friedliche Nachbarschaft, damit das Eigene durch das Andere bereichert wird.
- (4) Die große Stärke des Protestantismus ist die Fähigkeit zu Differenzierungen und theologischen Unterscheidungen. Sie ist heute mehr denn je gefordert: nicht nur, um zu verständlicher Lehre und lebensdienlicher Praxis zu gelangen, sondern ebenso, um bereichernde Begegnungen und ein vertieftes Verständnis gegenwärtiger Kulturen zu ermöglichen.